

Erster Weltkrieg

Kulturwissenschaftliches Handbuch

Bearbeitet von
Niels Werber, Stefan Kaufmann, Lars Koch

1. Auflage 2014. Buch. ix, 523 S. Hardcover
ISBN 978 3 476 02445 9
Format (B x L): 17 x 24,4 cm
Gewicht: 1091 g

[Weitere Fachgebiete > Geschichte > Kultur- und Ideengeschichte](#)

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei


DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung beck-shop.de ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

978-3-476-02445-9 Werber/Kaufmann/Koch (Hrsg.), Erster Weltkrieg
Kulturwissenschaftliches Handbuch
© 2014 Verlag J.B. Metzler (www.metzlerverlag.de)



J.B.METZLER

2. Ideenkrieg: Sinnstiftungen des Sinnlosen

Es ist schon fast zum Klischee geworden, den Ersten Weltkrieg als »Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts« (George F. Kennan) zu bezeichnen. Dieser erste große industrialisierte Krieg habe die Selbstverständlichkeiten des 19. Jahrhunderts zerstört und damit eine neue Epoche eingeläutet. Ein bis dahin unvorstellbares Ausmaß der Mobilisierung von Mensch und Waffen gab dem Krieg einen so neuartigen Charakter, dass der neu geprägte, in jeder Hinsicht extreme Begriff »totaler Krieg« ihn am besten zu beschreiben schien (vgl. Chickering 2000; Chickering/Förster 2003). Schätzungsweise 20 Millionen Menschen verloren ihr Leben als Folge des Krieges. In Deutschland allein wurden etwa 13 Millionen Männer eingezogen, von denen 2 Millionen fielen. 60 Prozent der über 10 Millionen Frontsoldaten mussten mindestens einmal wegen Verwundung oder Krankheit von der Front abgezogen werden. In den ersten fünf Monaten wurden etwa eine Million deutsche Soldaten verwundet oder getötet, allein in Verdun 800 000. Hunger und Kälte führten zu unvorstellbarem Leid und Tod in der Heimat. Staatliche Ordnungen zerbrachen unter den Belastungen des Krieges, und seine Folgen bedeuteten eine kaum zu bewältigende Bürde für die Weimarer Republik und andere Nationen (Bessel 1993, 5 ff.; Eksteins 1989, 100, 144; Hobsbawm 1995, 40 ff.). Fast jeder Deutsche wird eine Verwundung oder einen Tod im Familien- und Freundeskreis zu beklagen gehabt haben. Und gerade das Bildungsbürgertum, das bei der Deutung des Krieges eine zentrale Rolle spielte, hatte besonders hohe Verluste zu ertragen: 20 Prozent der dienenden Studenten fielen, angeblich sogar zwei Drittel der ehemaligen Mitglieder der Jugendbewegung (Breuer 1993, 31 f.).

Im Ersten Weltkrieg verletzte die politische und militärische Führung offensichtlich fundamentale moralische Prinzipien und zeigte sich hoffnungslos überfordert. In den großen Schlachten fielen Hunderttausende, ohne dass ein klares strategisches Ziel zu erkennen gewesen wäre. Man verbreitete Propagandalügen und zensierte Feldpostbriefe, wenn diese die Wirklichkeit des Krieges zu realistisch darstellten. Die Truppe kämpfte und litt, ohne die Heimat vor Hunger schützen zu können. Während sich die Lage für die Masse der Bevölkerung immer mehr zu-

spitzte, machten Kriegsgewinnler ein Vermögen und konnten sich auf dem Schwarzmarkt gut versorgen (s. Kap. IV.4). Während heldenhafte Erfolge und weitreichende Kriegsziele beschworen wurden, war es eigentlich offensichtlich, dass Deutschland bei einem langen Krieg wegen der schwächeren Wirtschaftskraft und der Handelsblockade schließlich unterliegen musste. Und tatsächlich kapitulierte Deutschland; Soldaten und Zivilisten hatten trotz ihres Einsatzes nichts erreicht.

Aus heutiger Sicht – und besonders von einer, selbst innerhalb der westlichen Welt, besonders kriegskritischen bundesrepublikanischen Perspektive – muss ein solch langer und destruktiver Krieg als sinnlos erscheinen. Muss nicht ein Soldat, der jahrelang Hunger, Angst und Strapazen ertragen hat, Kameraden hat sterben sehen und vielleicht Schaden fürs Leben genommen hat, muss nicht eine Frau, die in verzweifelten materiellen Umständen mit allen Kräften dafür kämpfte, auf sich allein gestellt die Familie über Wasser zu halten, müssen nicht die um einen Liebsten Trauernden oder einen Kriegsversehrten Bemitleidenden den Glauben an die Sinnhaftigkeit eines solchen Krieges verlieren? Muss nicht der Erste Weltkrieg eine tiefe Zäsur sein, weil er den Glauben an überkommene Autoritäten und Werte fundamental erschütterte: An Kaiser und Generäle, die die Nation in diesen Krieg führten, an die Kirchen, die in allen Ländern die Waffen segneten, an eine nationalistische und militaristische Ideologie, die Krieg und Tod fürs Vaterland verherrlichte, und an jede Art von Fortschrittsglauben, der eine kontinuierliche historische Aufwärtsbewegung postulierte?

Militär und Krieg im Deutschen Kaiserreich

Der Inhalt eines Erlebens ergibt sich jedoch nicht allein aus der erlebten Situation, sondern auch aus der mentalen Disposition derer, die die Situation erleben. Im Deutschen Kaiserreich prägte ein sozialer Militarismus die Mentalität weiter Teile der Bevölkerung. Durch die erfolgreichen Einigungskriege 1870/71 hatte das Militär ein hohes Prestige gewon-

nen. Die Bessergestellten zierten sich gern mit dem Rang des Reserveoffiziers, während viele einfache Männer nach Kriegs- oder Militärdienst einem Kriegerverein beitraten (etwa 15 Prozent der männlichen Bevölkerung war Mitglied im Kyffhäuserbund der Deutschen Landeskriegerverbände; daneben gab es noch schwer zu erfassende unabhängige Kriegervereine). Der Dienst in der Armee hatte mithin häufig eine prägende Kraft für das gesamte Leben. Es bestand ein breites Bedürfnis, die eigene soldatische Männlichkeit zu betonen und öffentlich zur Schau zu stellen (vgl. Rohkrämer 1990; Frevert 2001; Ulrich 2001; Wette 2008, Kap. II). Dies musste nicht in Kriegstreiberei münden, bedeutete aber doch zumindest, militärische Konflikte und Kriegsdienst als Notwendigkeit zu akzeptieren. Man verherrlichte weithin den ›Tod fürs Vaterland‹ als heroisches Opfer, wenn man nicht sogar dem Krieg als angeblichen ›Jungbrunnen der Völker‹ einen positiven Sinn zuschrieb.

Wohl gab es auch Pazifisten im Kaiserreich, doch die 1892 gegründete Deutsche Friedensgesellschaft kam vor dem Ersten Weltkrieg nicht über magere 10 000 Mitglieder hinaus. Obwohl sie keine radikale Kriegsgegnerschaft propagierte, fand sie sich heftigen Anfeindungen ausgesetzt. Man warf den Pazifisten in schäumendem Ton vor, dass ihre ›Friedensschwärmerei‹ die Nation durch eine Unterminierung soldatischer Männlichkeit schwäche. Dabei stellte sich die Friedensgesellschaft nicht gegen den Militärdienst oder gegen die Überzeugung, dass es notwendige und gerechte Kriege gebe, sondern sah sich eher als Vorreiter eines allgemeinen geschichtlichen Trends zu einer internationalen Rechtsordnung. Gerade in den Schriften des prominenten Pazifisten Alfred Fried zeigte sich die fortschrittsgläubige Hoffnung, dass die wachsende wirtschaftliche und kommunikative Vernetzung der Welt mit einer gewissen Notwendigkeit auf eine Stärkung des Völkerrechts und schließlich auf eine internationale politische Gemeinschaft hinführe. Wegen dieser moderaten Einstellung konnten sogar Aussprüche des Kaisers Wilhelm II. als pazifistisch gepriesen werden – obwohl er eigentlich eher für provozierende Äußerungen bekannt war, die immer wieder diplomatische Spannungen provozierten (vgl. Holl/Wette 1981; Holl 1988, Kap. II; Benz 1988).

Ungleich mächtiger als der Pazifismus war die starke Sozialdemokratische Partei Deutschlands, die sich mit aller Schärfe gegen den Militarismus des Kaiserreichs aussprach. Allerdings schwächte sich ihre antimilitaristische Haltung während des Kaiser-

reichs ab; galt zunächst ›[d]iesem System keinen Mann und keinen Groschen!‹ so wurde zunehmend akzeptiert, dass Deutschland wehrhaft sein müsse, um sich notfalls auch militärisch verteidigen zu können. Unter dem lebhaften Beifall seiner Fraktion konnte der Parlamentarier Gustav Noske 1907 im Namen der sozialdemokratischen Reichstagsabgeordneten erklären: »Wir wünschen, daß Deutschland möglichst wehrhaft ist, wir wünschen, dass das ganze deutsche Volk an den militärischen Einrichtungen, die zur Verteidigung unseres Vaterlandes notwendig sind, ein Interesse hat« (zit. n. Wette 2008, 80). Wie man jedoch bei einem drohenden Krieg, wenn jede nationale Regierung sich in einer wenig transparenten Situation ins Recht zu setzen sucht, feststellen kann, ob ein Verteidigungsfall vorliegt, darüber machte sich die Sozialdemokratie offenbar keine Gedanken.

Insgesamt lief die historische Entwicklung entgegen der Überzeugungen von Alfred Fried nicht auf eine internationale Rechtsgemeinschaft zu; vielmehr war die Situation von einem Wettrüsten und scharfen internationalen Konflikten um imperiale Besitztümer und Einflussphären geprägt. Dies war keine reine Politik ›von oben‹: Gerade Bildungsbürger, und dabei noch einmal mehr die Jüngeren, begleiteten diese Entwicklung mit begeisterter Zustimmung. Der Historiker Gerhard Ritter erinnerte sich mehr als Zeitzeuge denn als Wissenschaftler, dass gerade »die jüngere Generation [...] die neuen Schlagworte von Streben nach ›Weltmacht‹ und ›Seemacht‹ mit Begeisterung aufnahm (Ritter 1965, 126f.), und der Soziologe Max Weber nannte den Kampf um die deutsche Einigung einen »Jugendstreik«, der nicht mehr sein solle als »der Ausgangspunkt einer deutschen Weltmachtspolitik« (Weber 1993, 571; vgl. Boemeke u. a. 1999).

Begeisterte Kraftmeierei begleitete den Machtdrang des wilhelminischen Deutschlands, aber auch der Glaube an die Unausweichlichkeit internationaler Konkurrenz. Ein sozialdarwinistisches Denken prägte die Zeit, das den Kampf zwischen Nationen zum ewigen Naturgesetz erklärte. Das Überleben verlange die ständige Anspannung aller Kräfte; ein Mangel an Kampfbereitschaft sei der erste Schritt zum unausweichlichen Niedergang. Im Kampf zwischen den Nationen könne sich nur das Land behaupten, welches mit allen Mitteln um Machtsteigerung kämpfe. Der Krieg erschien so als ultimativer Test für die Nation, der Frieden als Phase der Kriegsvorbereitung. Die Zukunft werde von wenigen hegemonalen Weltmächten bestimmt, so eine weitere

Überzeugung, zu denen Deutschland aufsteigen müsse; ansonsten werde es zum Satellitenstaat einer anderen Weltmacht degradiert (Neitzel 2000).

Der Erste Weltkrieg

Eine solche militarisierte Weltsicht hatte entscheidenden Einfluss auf das Erleben und Verstehen des Ersten Weltkriegs. Dies zeigte sich zunächst bei Kriegsbeginn im August 1914. Wohl war sicherlich nicht ganz Deutschland von einem ›August-Enthusiasmus‹ erfasst, wie es weithin im Rückblick erschien (Verhey 1997); auffällig ist aber doch, wie groß die Bereitschaft war, der politischen und militärischen Führung Glauben zu schenken und in den Krieg zu folgen. Neben der öffentlichen Begeisterung gerade von jungen Männern des Bürgertums gab es durchaus Angst und Sorge in der Bevölkerung, aber eine Gegnerschaft zum Kriegseintritt äußerte sich praktisch nicht.

Wie die Geschichtslegende von der allgemeinen Kriegsbegeisterung im August 1914, so ist auch die Verherrlichung von Kameradschaft, Opferbereitschaft und männlichem Heldentum in vielen Weimarer Kriegsromanen eine nachträgliche Stilisierung (s. Kap. II.4). Was immer an anfänglicher Begeisterung bestanden haben mag, zerstob sie doch schnell in der Konfrontation mit der Realität des Krieges. Das soldatische Leben war hart und entbehrungsreich. Die hierarchische Ordnung führte zu Ungerechtigkeiten, und so mancher Vorgesetzte war schikanös und brutal. In den Schlachten waren die Soldaten oft von Angst überwältigt, die ruhigeren Phasen waren häufig von zermürender Langeweile geprägt. Kameradschaft war in dieser Situation eine Notwendigkeit, aber sie konnte nicht nur eine gewisse Geborgenheit vermitteln, sondern auch einen grausamen Gruppenzwang darstellen. Nicht nur sorgten sich die Menschen daheim um ihre Soldaten, sondern die Frontsoldaten erfuhren auch mit Sorge von den Entbehrungen an der Heimatfront (vgl. Ulrich/Ziemann 1994; Ulrich 1997; Ziemann 1997). Selbst ein kriegsfreiwilliger Elitesoldat wie der Stoßtruppführer Ernst Jünger schrieb in sein Tagebuch:

Ich bekomme [...] ganz andere Ideale. Ein solides Studentenleben mit Lehnstuhl und weichem Bett und einem kleinen Freundeskreis. [...] Lange schon bin ich im Krieg, schon manchen sah ich fallen, der wert war zu leben. Was soll das Morden und immer wieder Morden? Ich fürchte, es wird zu viel vernichtet und es bleiben zu wenige, um wieder aufzubauen. Vorm Kriege dachte ich wie mancher: nieder, zerschlagt das alte Gebäude, das

neue wird auf jeden Fall besser. Aber nun – es scheint mir, daß die Kultur und alles Große langsam vom Krieg erstickt werden. Der Krieg hat in mir doch die Sehnsucht nach den Segnungen des Friedens geweckt (Jünger 2010, Tagebucheintrag vom 8.1.1915 und 1.12.1915).

Es ist Richard Bessel zuzustimmen, wenn er in seiner grundlegenden Studie zum Kriegsende feststellt: »Far from wanting to glorify violence and things military, many men came away from their wartime experiences with a profound antipathy towards war« (Bessel 1993, 258). Wenn im Folgenden vor allem jene betrachtet werden, die sich aktiv mit der Erinnerung an den Krieg auseinandersetzten, so ist doch auch zu beachten, dass viele nach 1918 vor allem den Krieg vergessen wollten, sich in Familie und Beruf zurückzogen oder mit Amerikanismus und populärer Kultur zivile Zerstreungen und Ideale lebten (s. Kap. IV.4 und Kap. IV.5).

Die Ich-Dokumente der Zeit zeigen mit aller Deutlichkeit, dass die Menschen an Front und Heimatfront viel über die Schrecken und Entbehrungen, die sozialen Ungerechtigkeiten und offensichtliche Propagandalügen schimpften. Mindestens ebenso bemerkenswert ist jedoch, wie lang die Unterstützung für den Krieg anhielt. Insgesamt vollzog sich eine graduelle Desillusionierung, doch solange man noch auf einen Sieg hoffen konnte, wurde der Krieg weithin mitgetragen. Die anfängliche Vorstellung eines politischen Burgfriedens für die Kriegszeit zerstob bei der Auseinandersetzung zwischen Befürwortern weitreichender Kriegsziele und denen, die einen Verständigungsfrieden anstrebten, es gab Streiks um bessere Arbeitsbedingungen, aber bis zum offensichtlichen Zusammenbruch existierte keine Massenbewegung, die ein sofortiges Ende des Krieges gefordert hätte. Die Erfahrung des Krieges war uneinheitlicher, als es im Nachhinein oft erscheint: So beherrschten die deutschen Truppen etwa im Osten weite Gebiete und fühlten sich nicht selten als überlegene Herrenmenschen (Liulevicius 2009; 2010; Sammartino 2010). Noch die Frühjahrsoffensive 1918 ließ Optimismus und Einsatzbereitschaft aufblühen; erst nach ihrem Scheitern zeigten sich weitflächige Zersetzungserscheinungen. Die Zahl der Deserteure erreichte schließlich eine solche Höhe, dass der Militärhistoriker Wilhelm Deist zurecht von einem »verdeckten Militärstreik« gesprochen hat (Deist 1992), die Matrosen weigerten sich schließlich, in eine letzte aussichtslose Seeschlacht zu ziehen, und der Krieg mündete in eine Revolution gegen die alte Ordnung, doch all dies erst, als man die völlige Hoffnungslosigkeit der Lage erkannt

hatte. Die Kriegsbedingungen allein genügten offensichtlich nicht, Massenprotest zur Beendigung des Krieges zu entzünden. Trotz der schrecklichen menschlichen Folgen dieses ›totalen Krieges‹ erschien der Kriegseinsatz weiten Teilen der Bevölkerung erst dann als unsinnig, als sie die Unausweichlichkeit der Niederlage erkannten. Der gemeinsame Nenner von ›verdecktem Militärstreik‹ und Revolution war damit nicht der Glaube, dass ein moderner industrialisierter Krieg mit seinen millionenfachen Opfern an sich sinnlos sei; als sinnlos galten vielmehr weitere Opfer für einen verlorenen Krieg.

Der Erste Weltkrieg als geistige Herausforderung

Der Weltkrieg erschien zu Beginn der Weimarer Republik für viele als Katastrophe, weil er manche zuvor bestehenden Vorstellungen gründlich durchkreuzte. Er stellte zunächst den Fortschrittsglauben fundamental in Frage – und dies weit über die pazifistische Hoffnung auf eine Entwicklung zum friedlichen Weltstaat hinaus. Industrialisierung und Technisierung dienten offensichtlich nicht zwangsläufig einer Steigerung des Lebensstandards, sondern bedeuteten auch eine Potenzierung der zerstörerischen Kräfte. Das Erkennen der Ambivalenzen der Moderne war zwar nicht neu – die Kulturkritik des 19. Jahrhunderts hatte sie schon intensiv thematisiert –, aber sie waren durch den Weltkrieg so augenscheinlich geworden, dass sich dieses Gedanken-gut radikalisierte und vor allem viel weitere gesellschaftliche Kreise erreichte.

Auch wenn die Schrecken des Krieges den modernen Fortschrittsglauben fundamental erschütterten, so konnten antimoderne Denker und Bewegungen nicht triumphieren. Die Schrecken der Technik waren mit neuer Macht hervorgetreten, aber auch ihre Alternativlosigkeit. Wenn man nicht der Realität ausweichen wollte, musste man sich der Frage stellen, wie die moderne Technik zu nutzen und einzubinden sei. So erschienen gerade der jüngeren Generation Antimodernismus und Romantik nach dem Krieg als unrealistisch. Nicht harmonische Vorstellungen von einer natürlichen und guten menschlichen Existenz bestimmten nun das vorherrschende Weltbild, sondern eher ein Verständnis geprägt von Konflikt, Aggression, Unversöhnlichkeit und Härte (vgl. Lethen 1994). Eine zur Schau getragene »Sachlichkeit« und illusionslose Akzeptanz der Härten des Lebens, um mit einer »sachlich[en], rationell[en]

und ökonomisch[en]« Haltung eine »Beherrschung der Welt der Sachen« zu erreichen, konnte schließlich geradezu als Signum der jungen Generation erscheinen (Gründel 1933, 94).

Auf einer fundamentalen Ebene warf der Erste Weltkrieg so durchaus grundsätzliche Sinnfragen auf. Nietzsches Diagnose einer Bewegung des Nihilismus gewann an Plausibilität (Hemming u. a. 2011), und auf populärwissenschaftlicher Ebene wurde Oswald Spenglers Buch *Der Untergang des Abendlandes* (1918–1922) zu einem Bestseller. Auch wenn der Verfasser große Teile des Werks schon vor 1914 geschrieben und noch im Vorwort von 1917 an einen deutschen Sieg geglaubt hatte, auch wenn es ihm nicht allein um Deutschland, sondern viel allgemeiner um den Niedergang der abendländischen Kultur ging, so schufen doch Krieg und Niederlage den Resonanzraum, in dem das Werk zu einem Medienergebnis avancierte. Spenglers Grundthese, dass sich die Möglichkeiten der abendländischen Kultur erschöpft hätten, traf einen Nerv der Zeit, wobei sie eine höchst umstrittene Diagnose anbot: Schon bald sah sich der Autor mit heftigen Vorwürfen konfrontiert, sein Denken sei fatalistisch und tathemmend – und er wehrte sich entschieden gegen diese Lesart in seiner Schrift »Pessimismus« (in Spengler 1937). Die Faszination, die Spengler mit seiner These vom »Untergang des Abendlands« hervorrief, illustriert, wie hingezogen sich viele Zeitgenossen zu einem pessimistischen Fatalismus fühlten. Aber die Debatte um das Buch zeigt auch den Willen, sich gegen einen angeblichen Niedergang aufzubauen durch die Suche nach realitätsgerechten Handlungsmöglichkeiten.

Der Kampf um die ideologische Besetzung der Erinnerung: Die kritischen Deutungen des Krieges

Für alle politischen Lager stellte die Erinnerung an den Ersten Weltkrieg ein Problem dar. Nicht nur war die Linke im Krieg ungleich nationalistischer gewesen, als die marxistische Lehre hatte erwarten lassen, sondern sie musste sich auch der Frage stellen, warum die mächtige Arbeiterbewegung so wenig Einfluss auf Kriegsbeginn und -verlauf hatte nehmen können. Und wenn zunächst der Glaube bestand, dass die Republik den Weg zum Sozialismus beschreiten werde, so ergab sich doch schon bald aus den Wahlen, dass es nicht zu einer Mehrheit der Arbeiterparteien kommen würde.

Die Antikriegsstimmung artikuliert sich nie so stark, wie man es nach einem solchen Krieg hätte erwarten können. Zwar wuchs die Deutsche Friedensgesellschaft als Folge des militärischen Konflikts, doch kam sie über bescheidene 30 000 Mitglieder nicht hinaus. Es gab eine katholische Friedensbewegung, ein Deutsches Friedenskartell und eine ›Nie wieder Krieg‹-Bewegung, aber Demonstrationen gegen den Krieg mobilisierten nicht mehr als 100 000 bis 200 000 Demonstranten. Es gelang somit nur in sehr begrenztem Maße, dem Weltkrieg als aufrüttelnde Warnung einen pazifistischen Sinn zu geben.

Die größte zumindest kriegskritische Organisation der Weimarer Republik stellte der SPD-nahe Veteranenverband ›Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold‹ mit schätzungsweise ein bis zwei Millionen Mitgliedern dar (Ziemann 1998). Auf verbaler Ebene sprach sich der Verband deutlich gegen eine Verherrlichung der Kriegserinnerung aus. Gegen eine Verharmlosung des Krieges betonte er dessen Schrecken und Unmenschlichkeit, gegen den Glauben an eine harmonische Kameradschaft den Gegensatz von Offizieren und Mannschaft. Der Krieg galt als Unglück und Kulturschande, als ein Versagen der Politik. Jedoch bestand ein grundsätzlicher Gegensatz zwischen Form und Inhalt: Der Reichsbanner war eine männerbündische Organisation, die damit den Anteil von Frauen am Krieg in der Erinnerungskultur marginalisierte. Er war ein Veteranenverband, der die Verbundenheit ehemaliger Soldaten betonte und die Heldenhaftigkeit der einfachen Soldaten nicht in Frage stellte, und er war vom Auftreten her sehr ähnlich zu den Kampfverbänden der Rechten. Kinder, Frauen und Gebrechliche sollten in den Umzügen nicht mitmarschieren, weil dies im Widerspruch zum männlich-heroischen Image stand, das der ›Reichsbanner‹ verkörpern wollte. »Soldatische Härte, soldatische Entschiedenheit und radikale Kompromisslosigkeit« (Rohe 1966, 111) waren selbst in diesem republikanischen Verband höchste Tugenden. Bei aller Distanz zur Verherrlichung des Weltkriegs wurde doch der Soldat zum Ideal der Männlichkeit stilisiert und die Bereitschaft zur Landesverteidigung betont (vgl. Saehrendt 2004). Die Macht des Militarismus in der Weimarer Republik zeigt sich vielleicht gerade darin am deutlichsten, dass auch der Reichsbanner in Form und Haltung davon geprägt war. Auch in der Arbeiterbewegung bestand das Bedürfnis, die Kriegserinnerung zu pflegen, und es gelang nicht, dafür eine eigene Form zu finden.

Die KPD unterschied sich von der SPD darin, dass sie den Weltkrieg als imperialistischen Krieg

vorbehaltlos verdammt. Auch das bedeutete allerdings keine Ablehnung des Krieges an sich; nur müsse der Einsatz der Revolution dienen. Letztlich galt Krieg als unvermeidlich im revolutionären Kampf, und um Wähler zu gewinnen, konnte die Partei gegen Ende der Weimarer Republik sogar im unverantwortlich-populistischen Ton proklamieren, Deutschland solle nicht länger die Verpflichtungen des Versailler Vertrages akzeptieren.

Der Kampf um die ideologische Besetzung der Erinnerung: Die nationalistische Deutung des Krieges

Mit der Niederlage 1918 hatten die militärischen Ambitionen der nationalistischen Rechten völligen Schiffbruch erlitten. Für sie war es deshalb zunächst einmal eine besonders große Herausforderung, ihre bisherige politische Haltung zu rechtfertigen und dem Krieg einen Sinn abzugewinnen – und dennoch dominierte mit den Jahren die nationalistische Deutung des Krieges. Wie konnte die Rechtfertigung einer gescheiterten Politik in Kombination mit einem verbissenen ›Weiter so!‹ und einem weiter geführten Streben nach Weltmacht gelingen und schließlich politisch erfolgreich sein?

In einem fundamentalen Sinne bedeutete der Weltkrieg für die nationalistische Rechte keine Zäsur. Das Ziel, Deutschland als hegemoniale europäische Macht und damit als Weltmacht zu etablieren, wurde auch im Rückblick nicht infrage gestellt. Der Krieg an sich – und selbst ein so verlustreicher militärischer Konflikt wie der Weltkrieg – erschien nicht, wie für die linken Kriegsgegner, als »Blutbad«, das man in Zukunft unbedingt vermeiden müsse (Bavaj 2005, 487). Die Opfer wären vielmehr für die nationalistische Rechte durchaus gerechtfertigt gewesen, wenn Deutschland den Krieg nur gewonnen hätte. Nicht die Sinndeutung des ›totalen Krieges‹ war damit die zentrale Herausforderung, sondern die Erklärung der Niederlage.

In der nationalistisch-militaristischen Perspektive erschien die Kapitulation zudem nicht als historischer Bruch mit vergangenen Ambitionen. Im Gegensatz zu 1945 sah die Rechte die Niederlage von 1918 überraschenderweise nie als ein Ereignis, an dem das Weltmachtstreben endgültig Schiffbruch erlitten hätte. Das Ende des Kampfes galt eher als Erschöpfungsphase, als eine Phase des Lernens aus der Vergangenheit und der Konsolidierung für eine Zukunft, in der man besser vorbereitet noch einmal

den Griff nach der Weltmacht wagen würde. Der Kampf gegen die Folgen der Niederlage, gegen den Versailler Vertrag und für eine neue Stärkung Deutschlands war auf der Rechten eine unumstrittene Grundüberzeugung.

Wenn der Erste Weltkrieg dennoch zu einem Wandel der nationalistischen Rechten führte, so war dies vor allem durch eine ganz praktische Frage motiviert: Warum sind wir gescheitert, und wie können wir in der Zukunft Erfolg haben? Die Antworten auf diese Frage und deren politische Konsequenzen hatten einen entscheidenden Einfluss auf die Geschichte Deutschlands bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs.

Die Antwort, die am meisten Verbreitung fand, war die Dolchstoßlegende (vgl. Barth 2003): Nicht die Armee habe den Krieg verloren; vielmehr sei der Zusammenbruch durch die Revolution in Deutschland verursacht worden. Die Soldaten hätten mit Erfolg gekämpft, aber dieser Kampf habe nicht fortgesetzt werden können, weil sie nicht länger von der Heimat die nötige Unterstützung erhalten hätten. Es seien nicht die Feinde gewesen, die über die kaiserliche Armee triumphiert hätten; vielmehr sei die Armee hinterrücks durch die Revolution in Deutschland so geschwächt worden, dass sie den Kampf nicht mehr fortsetzen konnte.

Die Dolchstoßlegende basierte auf einer Geschichtslüge: Schon vor Ausbruch der Revolution hatte die Oberste Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff die Regierung gedrängt, unverzüglich einen Waffenstillstand zu unterschreiben, da die deutsche Front jeden Tag zusammenbrechen könne. Im Rückblick leugneten sie dann ihre Verantwortung, indem sie den politischen Kräften der neuen Republik die Schuld in die Schuhe schoben. Vor allem die organisierte Arbeiterbewegung, die schon im Kaiserreich als ›Vaterlandsverräter‹ gegolten hatte, diente als Sündenbock, zunehmend aber auch ›die Juden‹. Alte Stereotype wurden aktiviert, um die eigene Verantwortung zu verschleiern. In der Folge erfuhr die Vorurteile gegen Marxisten und Juden durch die Dolchstoßlegende eine noch nie dagewesene hasserfüllte Aufladung (Wette 2002, Teil II).

Die Dolchstoßlegende stellte für viele eine bequeme Erklärung der Niederlage dar, und deshalb fand sie breite Aufnahme über die verantwortlichen Größen des Kaiserreichs hinaus auch in der Bevölkerung. Sie entlastete nicht nur die militärische Führung, sondern auch Veteranen, deren soldatisches Selbstbild als Verteidiger von Heim und Herd durch die Niederlage erschüttert war, und allgemeiner all jene, die an dem Glauben an Deutschlands Stärke

festhalten wollten. Sie rechtfertigte im Rückblick nicht nur die Entscheidung für den Krieg und für weitreichende Kriegsziele, sondern auch die lang fortgesetzte nationalistische Unterstützung für den Kriegseinsatz (vgl. Bessel 1993).

Einen Sündenbock zu finden, hatte somit eine Entlastungsfunktion, doch die historischen Lehren, die sich aus dieser Geschichtsklitterung ergaben, waren nicht so bequem. Zum einen zog die Rechte bis hin zum Nationalsozialismus aus dieser Sicht die Konsequenz, man müsse rücksichtsloser gegen die politische Opposition vorgehen, besonders im Kriegsfall. Wenn Marxisten, Pazifisten und Juden in Zukunft rechtzeitig ausgeschaltet würden, so die simple Überlegung, dann könnten sie auch nicht die Einstellung der Bevölkerung vergiften und Widerstand gegen den Krieg bis hin zu einer Revolution schüren.

Während die eher rückwärtsgewandten Konservativen, die auch nach der Kriegsniederlage ihr positives Bild des Kaiserreichs hochhielten, es weithin bei diesen diktatorischen Zukunftsvisionen bewenden ließen, gingen die extremeren und revolutionäreren Kräfte auf der Rechten weiter. Vom »soldatischen Nationalismus« etwa Ernst Jüngers (Jünger 1925, 194) bis hin zu Adolf Hitlers *Mein Kampf* (1925 f.) betonte man die Notwendigkeit, die Einstellung der Bevölkerung durch Propaganda zu steuern. Die materielle Mobilmachung, so das Argument, sei nicht genug; die geistige Mobilmachung spiele ebenfalls eine entscheidende Rolle. Auch wenn man für die Zukunft die Überwindung der Demokratie anvisierte, so durfte der zukünftige Staat nicht allein mit Gewalt über die Bevölkerung herrschen. Vielmehr sollten die Menschen durch Propaganda für die politische Ordnung und ihre Ziele gewonnen werden, um in der Zukunft mit Geschlossenheit Konflikte erfolgreicher durchzustehen. Nur mit einem solchen gemeinsamen Glauben könne ein zukünftiger Krieg mit der Aussicht auf Erfolg geführt werden (vgl. Rohrkämper 2007, Kap. 5 und 6).

Schließlich bestand bei der extremen Rechten, die gegen den Traum von einem Zurück zum Kaiserreich die Notwendigkeit einer neuen, modernen und totalitären Ordnung betonte, auch Einigkeit darüber, dass es mit Propaganda allein nicht getan sei. Ein Zerbrechen des gesellschaftlichen Zusammenhalts wie in der Revolution von 1918 könne in der Zukunft nur vermieden werden, wenn in einem zukünftigen Deutschland mehr soziale Gerechtigkeit herrsche (Werth 1996). Die gemeinwirtschaftlichen Ideen des Ersten Weltkriegs dienten vielfach als Inspiration in der Formulierung von Vorstellungen,

die alle darauf zielten, die Klassengegensätze in Deutschland durch mehr Chancengleichheit und mehr soziale Sicherheit zu überwinden. Nicht materielle und politische Gleichheit war das Ziel, sondern Gleichheit in gemeinsamer Verpflichtung auf das Gemeinwohl: Bereitschaft zum Dienst am Volk einerseits, Wertschätzung aller Arbeit und eine angemessene Vergütung andererseits. Diese Vorstellungen, die unter verschiedenen Etiketten auftraten – Oswald Spengler sprach von ›preußischem Sozialismus‹, Arthur Moeller van den Bruck und Werner Sombart von ›deutschem Sozialismus‹, und am geschichtswirksamsten wurde der Begriff ›Nationalsozialismus‹ –, werden uns im Fortgang der Darstellung noch weiter beschäftigen.

Die militaristische Einstellung der Rechten drückte sich nicht nur auf dem Papier aus. Schon gleich nach dem Krieg formierten sich Freikorps, die der Linken mit aller Gewalt entgegentraten und im Osten besetzte Gebiete verteidigen wollten, die Reichswehr entwickelte schon bald nach der Niederlage wieder Pläne für den Aufstieg Deutschlands zur Weltmacht, und die Parteien der Rechten bekämpften mit allen Mitteln den Versailler Vertrag. Die Niederlage im Weltkrieg wurde offensichtlich nie als endgültiges Scheitern des Weltmachtstrebens akzeptiert.

Erinnerung zwischen Trauer und ideologischer Aufladung: Kriegerdenkmäler

Die Schwierigkeit, im gewaltsamen Kriegstod von zumeist jungen Männern einen Sinn zu sehen, zeigt sich an der Vielzahl von Kriegerdenkmälern in allen europäischen Ländern. Mit der Wehr- und Kriegspflicht der Masse der männlichen Bevölkerung reichte der Kriegstod in alle Bereiche der Bevölkerung. Die namentliche Nennung der Gefallenen zeigt, dass nicht nur an die Leistung der Armee insgesamt, sondern auch an jeden Soldaten erinnert werden sollte. Die Bevölkerung ehrte unabhängig von Rang und Leistung jeden persönlich, der beim Kampf für die Gemeinschaft sein Leben gegeben hatte.

Die Kriegerdenkmäler sollten ein Ort für persönliche Trauer sein, aber sie brachten auch die Trauer einer Gruppe zum Ausdruck – so wurden sie etwa häufig von Veteranen- und Traditionsvereinen finanziert und erinnerten an die Toten eines Ortes, eines Regiments oder einer Institution wie Schule oder Universität. Als visuelle Symbole im öffentli-

chen Raum waren sie auch zentraler Ausdruck der kollektiven Erinnerung. Sie waren Orte des traurigen Gedenkens, aber auch der Sinnstiftung: Dem vergangenen Ereignis wurde eine Bedeutung zugeschrieben, und diese Bedeutung konnte in Gegenwart und Zukunft Wirkung entfalten. Die Kriegerdenkmäler sollten helfen, »Leid in einem Ausmaß« zu bewältigen, »das althergebrachte Ansichten über politisches Heldentum zumindest teilweise zur Disposition stellte«, diente aber auch der Manifestation von nationalem Stolz und Kampfbereitschaft (Stoffels 2011, 11).

Die Forschung hat anfänglich vor allem die politische Bedeutung von Kriegerdenkmälern herausgearbeitet (Mosse 1993; Koselleck/Jeismann 1994); erst später sind sie – zunächst im internationalen, dann auch im deutschen Kontext – zudem als Mittel zur Bewältigung von Trauer in den Blick gekommen (vgl. Winter 2000; Stoffels 2011). Und tatsächlich sind Kriegerdenkmäler beides, und es kommt darauf an, sie in dieser doppelten Funktion – und der Relation zwischen beiden – zu sehen.

Es ist bemerkenswert, dass unzählige Kriegerdenkmäler errichtet wurden, aber keine Kriegsdenkmäler. Es war der Dienst und das Opfer des Soldaten, dem das Gedenken gewidmet war, nicht dem Leiden der zivilen Bevölkerung. Das Leid und die Last von Soldatenfrauen, die sich während des Krieges allein um die Familie kümmerten, in schwierigen Zeiten das Lebensnotwendige beschafften und oft durch bezahlte Arbeit das Einkommen aufbessern mussten, galt ebenso wenig als denkmalwürdig wie der Hunger, der viele Opfer forderte, oder auch die überwiegend von Frauen geleistete Hilfstätigkeit. Obwohl der ›totale Krieg‹, wie ihn Ernst Ludendorff in seiner gleichnamigen Darstellung 1930 nannte, alle Menschen und alle Bereiche der Gesellschaft beeinträchtigte, obwohl etwa die Produktion ebenso kriegsrelevant war wie die kämpfende Front, kam diese in den Denkmälern für die Krieger nicht in den Blick. Dem Kriegerdenkmal zufolge kämpften und starben Männer im Krieg, während die Frauen um sie trauerten.

Weiterhin ist auffällig, dass weniger der Staat oder Zivilisten die Initiative zur Errichtung von Kriegerdenkmälern ergriffen, sondern vor allem Veteranenvereine. Kriegerwitwen mögen die Denkmäler auch für ihr Gedenken genutzt haben, aber auf ihre Gestaltung hatten sie ebenso wenig Einfluss wie auf die öffentlichen Feiern im Zusammenhang mit Denkmälern. Kriegerdenkmäler waren vor allem Denkmäler von Veteranen für ihre gefallenen Kameraden,

dann Denkmäler von Männern der nachgeborenen Generation, die das Opfer der Vätergeneration würdigten, und erst zuletzt Denkmäler persönlicher Trauer.

Schließlich waren es vor allem militaristisch Gesinnte, welche die Initiative zur Errichtung von Kriegerdenkmälern ergriffen. Es gab zwar einen andauernden erbitterten Konflikt um das Gedenken an den Weltkrieg, aber die kriegskritischen Kräfte entwickelten keine eigene Symbolik des Gedenkens. Indem sie eine bessere Versorgung für Veteranen sowie ihre Familien anmahnten und Geld für Denkmäler als Verschwendung diffamierten, verkannten sie die Bedeutung einer Besetzung des öffentlichen Raumes mit einer kriegskritischen Ikonografie. Die politischen Gegensätze zeigten sich in aller Schärfe. Die Kriegervereine verwandten zur Einweihung ›ihres‹ Kriegerdenkmals oft nicht die Fahne der Republik, sondern die des Kaiserreichs, und sie erlaubten nicht die Teilnahme von Reichsbanner und SPD. Umgekehrt lehnte der Reichsbanner oft eine Teilnahme von sich aus ab oder organisierte sogar eine Gegendemonstration. Er organisierte seine eigenen, eher pazifistischen Kriegerehrungen, aber die öffentliche Symbolik war doch ganz von Kriegerdenkmälern dominiert, die dem Kriegseinsatz einen nationalistischen und heroischen Sinn zuschrieben.

Eine Einschränkung der Kriegsverherrlichung im öffentlichen Raum konnte allerdings von staatlichen Stellen ausgehen (Stoffels 2011, 90–126). Bei dem Kriegerdenkmal für die Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin etwa wählte der Rektor schon in der Planungsphase die lateinische Formulierung »Invictis victi victuri« als Sinnspruch. Die Formulierung »Invictis« – auf dt. »unbesiegt« – betonte die Heldenhaftigkeit der Gefallenen, welche die Niederlage nicht mehr erlebten und in dem Sinne nicht besiegt worden waren, »victi« erinnerte an den Schmerz der Niederlage und implizierte auch die Unterlegenheit der überlebenden Besiegten gegenüber den unbesiegten heroischen Gefallenen, und »victuri« ist ein Aufruf für die Zukunft. Zwar meinte der Rektor in seiner Rede, »victuri« könne sowohl die »leben« als auch die »siegen« bedeuten, aber die letztere Übersetzung ist, auch in der Reihung mit den vorhergehenden Wörtern, zweifellos die näherliegende: Eine Beschwörung, dass die Niederlage nicht endgültig sei, sondern von der nachkommenden Generation durch einen neuen Sieg überwunden werde. Die Erinnerung an die unbesiegt Helden sollte so die Besiegten an ihre Verpflichtung erinnern, doch noch für die Gefallenen den Sieg zu erringen. Die

Verpflichtung gegenüber den Toten begründete die Fortsetzung einer aggressiven Politik, um die Niederlage schließlich in einen Sieg zu wenden.

Die überwiegend nationalistisch gesinnte Berliner Studentenschaft ging noch einen Schritt weiter mit dem Antrag, kein künstlerisch gestaltetes Denkmal, sondern einen unbearbeiteten Findling aufzustellen. Auf Nennung von den Namen der Gefallenen sollte verzichtet werden, der Stein allein sollte auf vermeintlich germanische Findlingsgräber verweisen. Der zu wählende Granit galt als typisch nordischer Stein, der für die Härte der nordischen Rasse stehe. Das Konzept des Findlings stand nicht für irgendeine Form von Trauer, sondern sollte die Ewigkeit des völkischen Kampfes symbolisieren. Während die Universitätsleitung dem Vorschlag zustimmte und schon einen Findling bestellte, stoppte der preußische Kultusminister Otto Boelitz trotz eines Aufruhrs der Studentenschaft den Plan. Doch schließlich kam es nach langem Streit nur zu einem Kompromiss: Die namentliche Nennung der Gefallenen, die das Kultusministerium als Element der Trauer für individuelle Personen angemahnt hatte, unterblieb, aber statt des Findlings entschied man sich für die Skulptur eines gebeugt sitzenden Jünglings. Dies passte zu der oben erwähnten lateinischen Inschrift, die beibehalten wurde: Die gebeugte Haltung zeigte die Schwäche nach der Niederlage, aber der monumental gestaltete Jüngling war nicht zerstört, sondern konnte auch wieder aufstehen und weiterkämpfen. Während die Linke das Denkmal als militaristisch kritisierte, ging die gebeugte Haltung des Kriegers einigen Veteranen schon zu weit: Schließlich sei doch, so betonten sie im Anschluss an die Dolchstoßlegende, das Heer nicht besiegt worden (vgl. Stoffels 2011, 117).

Warum scheiterten die kriegskritischen Kräfte daran, eine eigene Ikonografie zu entwickeln und der militaristischen Ideologie entgegenzusetzen? Warum entstanden nur ganz vereinzelt Denkmäler, bei denen die Trauer im Zentrum stand? Dies lag nicht allein an den politischen Machtverhältnissen oder allein am mangelnden Verständnis der Pazifisten für eine öffentliche Visualisierung ihrer Überzeugung. Vielmehr war es leicht, die Gefallenen zu ehren, solange man den Sinn des Krieges nicht infrage stellte, aber weitaus schwerer war es, die Solidarität mit den Opfern zu wahren, aber zugleich das Ziel ihres Einsatzes abzulehnen. Die Schwierigkeit einer solchen Haltung zeigt sich deutlich an der Herstellung des Denkmals »Die Eltern« von Käthe Kollwitz.

Käthe Kollwitz' Sohn Peter meldete sich im August 1914 als Kriegsfreiwilliger und fiel am 22. Oktober des gleichen Jahres in Flandern. Die Tagebücher der Mutter zeigen, wie schwer es ihr fiel, ihren noch minderjährigen Sohn ziehen zu lassen, doch war sie auch von seiner Einsatzbereitschaft – und jener der anderen Kriegsfreiwilligen – zutiefst beeindruckt: »Die Jungen sind in ihrem Herzen ungeteilt. Sie geben sich mit Jauchzen. Sie geben sich wie eine reine schlackenlose Flamme, die steil zum Himmel steigt. Diese an diesem Abend zu sehn [...] war mir sehr weh und auch wunder-wunderschön«. Angesichts solcher Entschlossenheit sagte sie: »Glaube nicht, daß ich feige bin, wir sind bereit« (Kollwitz 2012, 154, 152).

Als Bildhauerin entschloss sich Kollwitz gleich nach dem Tod ihres Sohnes, ein Denkmal für ihn und die anderen Kriegsfreiwilligen zu entwerfen. Ihre ersten Vorstellungen waren noch ganz vom Glauben an die Sinnhaftigkeit des Einsatzes geprägt: Sie dachte etwa Ende 1914 an ein Ehrenmal aus Eisen und Bronze an idyllischer Stelle mit Ausblick über die Havel. »Das Denkmal soll Peters Gestalt haben, ausgestreckt liegend, den Vater zu Häupten, die Mutter zu Füßen, es soll dem Opfertod der jungen Kriegsfreiwilligen gelten«. Bei der Einweihung würden, so ihre Vorstellung, Schulkinder Lieder wie »Wir treten zum Beten« und »Kein schöner Tod ist auf der Welt als wer vom Feind erschlagen« singen (ebd., 177). Doch schon bald änderte sich ihre Einstellung zum Krieg. Die Sozialdemokratin war immer schockierter von dem schrecklichen Blutvergießen. Wohl bewunderte sie noch immer den Idealismus der Jugend vom August 1914, aber es gab ihr zu denken, dass dieser Idealismus auch bei den Kriegsgegnern geherrscht hatte. Es war für sie weiterhin eine offene Frage, wie Idealismus in eine unbeschreibliche Destruktion umschlagen konnte, aber schon 1916 galt es ihr als »schreckliche[r] Unsinn, daß die europäische Jugend gegeneinander rast« (ebd., 279).

Schließlich schuf sie ein Mahnmal, das wie kein anderes künstlerisches Gedenken in der Weimarer Republik nur noch endlose Trauer im Rückblick auf den Ersten Weltkrieg zum Ausdruck bringt. Es stellt nicht mehr den Gefallenen dar, sondern allein die Eltern, denen ihr Sohn entschwunden ist. Die Eltern sind nicht vereinigt in der Trauer, wie sie in einem früheren Entwurf geplant hatte, wo die Frau den Kopf auf die Schulter des Mannes legen sollte (vgl. ebd., 339), sondern als getrennt aufgestellte Einzelfiguren. Wohl knien die Eltern, was vielleicht als reli-

giöse Haltung aufgefasst werden könnte, aber die Hände sind nicht zum Gebet gefaltet. Vielmehr umfassen ihre Arme krampfhaft den eigenen Körper; dies ist der einzige Halt, den sie in ihrer einsamen Trauer finden. Nicht nur ist ihnen der tote Sohn entschwunden, sie finden auch keine Geborgenheit bei einander oder in der nationalen Gemeinschaft, dem sein Kriegseinsatz geglückt hat. Jedes Elternteil ist einsam in der Trauer um den Sohn.

Käthe Kollwitz stellte das Mahnmal »Die Eltern« 1931 fertig, und es fand 1932 seinen Platz auf dem deutschen Soldatenfriedhof in Roggeveld-Essen bei Diksmuide. Warum brauchte sie 17 Jahre für ein Denkmal, zu dem sie sich schon gleich nach dem Tod ihres Sohns Peter entschlossen hatte? Der Einstellungswandel von Kriegsbereitschaft zu Gegnerschaft hatte sich schon vor 1918 vollzogen; warum dann noch einmal mehr als ein Jahrzehnt? Kollwitz' zentrale Schwierigkeit war, so zeigen die Tagebücher, dass es sie mit Schuldgefühlen erfüllte, mit den patriotischen Idealen ihres Sohnes zu brechen. Sie hatte im patriotischen Aufbruch vom August 1914 Peters Entscheidung zum Kriegseinsatz unterstützt, sogar den Vater gebeten, die Einwilligungserklärung für den Minderjährigen zu unterschreiben, und nun erfüllte sie das Gefühl des Verrats, wenn sie nachträglich so anders über seinen Einsatz urteilte. »Ist es treulos gegen Dich – Peter – daß ich nur noch den Wahnsinn jetzt sehen kann im Kriege?«, so fragte sie sich. »Peter, Du starbst gläubig«, was bedeutete es dann, wenn sie Kriegseinsatz und Kriegstod mit der Zeit als einen Sprung »in den Abgrund« verstand (ebd., 280)? Es wäre emotional weitaus bequemer gewesen, den Einsatz des Sohnes nicht infrage zu stellen, und die Mehrheit der Deutschen ging diesen einfacheren Weg; aber künstlerische Integrität und der Wille, dem eigenen Gefühl adäquaten Ausdruck zu geben, zwangen sie auf einen ungleich steinigere Weg, der mit der beeindruckenden Darstellung trostloser Trauer sein Ziel erreichte. »Mein Peter – ich will versuchen treu zu sein«, so suchte sie die von ihr ausgetragene Spannung zwischen Solidarität mit dem Toten und historischem Lernprozess zu rationalisieren:

Dein Vermächtnis zu erkennen und zu bewahren. Was ist das? Mein Vaterland so zu lieben auf meine Art wie Du es liebtest auf Deine. Und diese Liebe zu betätigen. Auf die Jugend zu sehn und ihr liebevoll treu bleiben. [...] Ich will wahr sein, echt und ungefärbt. Wenn ich versuche so zu sein, mein Peter, dann bitte ich Dich sei um mich. Hilf mir und *zeige Dich mir*. Ich weiß Du bist da, aber ich erkenne Dich nur durch einen Nebel. Sei bei mir (ebd., 180f.).

Zeigt die Abwesenheit der Gestalt des Gefallenen im Denkmal, dass ihr der kriegsfreiwillige Sohn bei ihrer kriegsverneinenden Trauer trotz des beschwörenden ›Sei bei mir‹ doch schließlich im Nebel verschwand?

Sinnstiftung bei Veteranen: Der »soldatische Nationalismus«

Das Beispiel von Käthe Kollwitz illustriert, wie schwierig es für Angehörige der Gefallenen sein konnte, mit der Kriegsideologie zu brechen. Emotional leichter war es allemal, im Gedenken an die Opfer des Weltkrieges nicht grundsätzlich die Sinnhaftigkeit des Kampfes infrage zu stellen.

Für viele Veteranen war es ähnlich schwierig, den Krieg im Rückblick abzulehnen. Waren die verlust- und entsagungsreichen Jahre wirklich umsonst gewesen? War man vier Jahre völlig fremdbestimmt gewesen, hatte für nichts als Lügen Todesgefahren ausgestanden und getötet? Hatten die gefallenen Kameraden in einem falschen Krieg ihr Leben verloren? Kommunisten konnten den Krieg als letztes Aufzucken des kapitalistischen Systems sehen, gegen das ihr ganzer Einsatz gerichtet war, aber sonst war es leichter, wenn man den Krieg im Rückblick nicht völlig ablehnte. Zudem hatte der Soldat die harte und gefährliche Zeit hinter sich; wollte er nun nicht von dem Prestige der Veteranenrolle in der Zivilgesellschaft profitieren? Man konnte nur dann besonderen sozialen Respekt oder staatliche und private Hilfe verlangen, wenn man zugleich die eigene Leistung im Krieg betonte, und als Leistung erschien es am deutlichsten, wenn man dem Krieg einen Sinn zuschrieb.

Genauso wie ein rückwärtsgewandter, kaiser-treuer Teil der Gesellschaft hielten manche Veteranen stur an den Idealen der Vorkriegsordnung fest, doch es gab auch jene, die versuchten, sich den desillusionierenden Erfahrungen des ›totalen Krieges‹ zu stellen in dem Versuch, dem Weltkrieg einen Sinn zu geben (vgl. Rohkrämer 1999, Kap. 17; Koch 2006; s. auch Kap. II.4). Ein ähnlich illustratives Beispiel wie der kreative Prozess von Käthe Kollwitz – dieses Mal für den umgekehrten Versuch eines Veteranen, trotz der Desillusionierung, die praktisch alle Soldaten während ihres Kriegseinsatzes erlebt hatten, dem Weltkrieg einen positiven Sinn abzugewinnen – bietet das Frühwerk von Ernst Jünger. Von der Masse der Schriftsteller, die den »soldatischen Nationalismus« (Karl Prümm) zelebrierten – etwa Werner

Beumelburg, Edwin Erich Dwinger, Franz Schauwecker, Helmut Franke, Friedrich Hilscher, Wilhelm Kleinau, Albrecht Erich Günther und Ernst von Salomon, um nur einige der Bekannteren zu nennen –, zeichnet sich Ernst Jünger nicht nur durch seine exzeptionelle literarische Qualität aus, wodurch der heutige Leser besonders anschaulich den damaligen Kult um Heroik und männlicher Härte in seiner Attraktivität nachvollziehen kann. Wichtiger ist noch die einzigartige Qualität von Jüngers Schriften als historische Quelle: Zum einem schrieb er früh über seine Erfahrung im Ersten Weltkrieg und kehrte während der gesamten Weimarer Republik regelmäßig zum Weltkriegsthema zurück, so dass sich die Entwicklung seines Denkens genau verfolgen lässt. Des weiteren stellte er sich schonungsloser als die anderen kriegsverherrlichenden Autoren der Weimarer Zeit den negativen Aspekten des Krieges. Viele Passagen in seinen Schriften schildern die Realität des Krieges nicht anders als die schärfsten pazifistischen Anklagen; wie konnte Ernst Jünger dennoch zu einer positiven Deutung kommen, und wie konnten seine Schriften eine so breite Wirkung entfalten? War auch bei anderen nationalistischen Veteranen die Erinnerung viel ambivalenter als die offizielle rechte Ideologie vermuten ließe, so dass eine Sinnstiftung, die nicht die Augen vor der dunklen Seite des Krieges verschloss, ihr aber schlussendlich im Ganzen eine positive Deutung abgewann, auch für weitere Kreise eine Hilfe bei der Bewältigung der Vergangenheit darstellte? Bedeutete sein Werk schließlich noch einmal eine Steigerung des heroischen Ideals, weil Jünger selbst den Härten des totalen Krieges einen militaristischen Sinn abgerungen hat?

Der Kriegsfreiwillige Ernst Jünger hat, wie oben geschildert, an der Front auch die Desillusionierung des Krieges mitgemacht. Er hatte Abenteuer und heroische Kämpfe erwartet, aber in der Wirklichkeit dominierten zumeist die Waffen über die Soldaten. Der Krieg nahm eine Entwicklung, die keiner intendiert hatte: Statt eines schnellen Angriffs mit spektakulären Schlachten endlose, zermürbende Grabenkämpfe, in denen man den Gegner noch nicht einmal zu Gesicht bekam. Zwischen Flugzeugen gab es noch Kämpfe von Soldat gegen Soldat, aber beim Heer verwandelte sich das Soldatenhandwerk zu einer arbeitsteiligen Arbeit der Vernichtung, wobei schließlich die Übermacht der feindlichen Waffen die Niederlage brachte. Lange Zeit hat die Forschung den martialischen Ton Jüngers als wahren Ausdruck seines Kriegserlebnisses genommen, aber das schiere Entsetzen tritt nicht nur im Tagebuch immer wieder hervor.